

anders

*Vierteljahres-Zeitschrift für
Psychologische Morphologie
2/2010*

Bouvier Verlag

Hinweis für Autoren:

Angenommen werden Beiträge, die sich inhaltlich auf Konzepte der Psychologischen Morphologie beziehen. Sie sollten nicht mehr als drei Seiten (12 Punkt, 1,5-zeilig) umfassen und in Form von Kolumnen verfasst sein. Rezensionen sollten nicht länger als eine Seite sein. Die Redaktion behält sich Kürzungen und Veränderungen der zum Druck vorgesehenen Beiträge vor.

Geplant sind vier Ausgaben pro Jahr.

Abonnement über GPM (s. u.).

Impressum

Herausgeber: Gesellschaft für Psychologische Morphologie (GPM),
Forschungs- und Ausbildungsinstitut für Morphologische Intensiv-
beratung (FAMI)

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Y. Ahren

Redaktion: Y. Ahren, D. Blothner, W. Domke, W. Salber

Anschrift der Redaktion:

Gesellschaft für Psychologische Morphologie (GPM),
Redaktion ANDERS, Postfach 420203, 50896 Köln

© Die Autoren und GPM, Mai 2010

Bouvier Verlag, ISBN: 978-3-416-03302-2

Umschlaggestaltung: Sanna Nübold
Satz und Layout: Peter Franken & Petra Kaiser, Köln
Druckerei: Porath Druck GmbH, Köln



Psychologie geht anders

In Zeiten globaler Zersplitterung, Spezialisierung, Überflutung hat Ganzheit wieder an Bedeutung gewonnen. Damit wird das Stichwort einer eigenständigen Psychologie erneuert: In Alltag und Kultur ist Mehr und Anders am Werk als „unserer Schulweisheit sich träumen lässt“. Ganzheit funktioniert mehr und anders als die Summe ihrer Teile.

Aber es genügt nicht, einfach „Ganzheit“ in den Wald zu rufen. Ganzheit funktioniert wie ein eigenes umfangreiches Unternehmen - daher muss eine Psychologie des Ganzen auch entsprechende Unternehmens-Kategorien und -Methoden (der Analyse) entwickeln, wenn sie hier weiterkommen will.

Ein angemessener Zugang zum bewegenden Ganzen sind Metamorphosen - Bildungen und Umbildungen des Ganzen -, in denen es sich herstellen, erhalten und verwandeln kann. Denn das Ganze hält sich nur am Leben in Abwandlungen, Drehungen und Wendungen, in Versionen und Abwehrprozessen, ohne dass es sich dabei verliert. Mit diesem Ganzen in Metamorphosen beschäftigt sich die Zeitschrift „anders“, unter dem Stichwort einer Psychologischen Morphologie.

Hier geht es ausdrücklich um eine Psychologische Psychologie. Denn „anders“ als Neuro- und Gehirnlegenden es nahelegen - das Seelische folgt den Gesetzen einer Eigenwelt, mit eigenen autonomen Rechten. Daher deckt eine Psychologische Psychologie auf, dass sich in Alltag, Medien, Kultur, Wirtschaft, Politik etwas ganz anderes abspielt als die Meinungsbildner, der Mainstream und die Rationalisten uns weismachen wollen.

Wie wir Bildung, Depressionen, Börsenkrise, Politikverdrossenheit und auch die bunten Alltäglichkeiten einmal neu sehen und verstehen können, darüber reden die kurzen Kolumnen* von „anders“. Wir probieren es, die Dinge einmal so darzustellen, wie die Menschen es im Grunde von einer Psycho-Logie erwarten, ohne viel „Fisimatenten“. Daher ist das Konzept von „anders“ auch nicht fix und fertig, sondern morphologisch nur im Werden. Es wird sich erst in Metamorphosen herausbilden.

Das haben wir schon beim ersten Heft gemerkt; beispielsweise mit der Länge der Artikel haben wir uns etwas vertan. Vielleicht merken auch die Leser noch einiges; denn wir werben nicht einfach Leser, sondern, wie immer schon, Mitarbeiter und Mitstreiter. Wir laden herzlich dazu ein, in diesem Sinne gut verständliche Artikel zu schreiben und zur Veröffentlichung einzuschicken.

* Eine Kolumne ist ein Kurzartikel vom Umfang einer Zeitungsspalte, der regelmäßig mit gleichem Thema erscheint. Mal hat er mehr beschreibende oder unterhaltende Gestalt, manchmal ist er witzig, humoristisch oder provozierend. Die Kolumnen von „anders“ haben die Psychologische Morphologie zum Gegenstand.

Die Redaktion

Gudrun Gorski

Kunstpsychologische Alltagsberatung in der Psychiatrie

Mehr als zehn Jahre war ich in der Akutpsychiatrie in einer offenen Akutstation für psychiatrisch mehrfach erkrankte Menschen mit manifester Suchtproblematik tätig. Da die Heterogenität der Störungsbilder der Patienten es für die Behandler oft schwierig machte, die Orientierung zu behalten, war es für die interdisziplinäre Arbeit erforderlich, einen gemeinsamen roten Faden zu finden. Als erfolgreich erwies sich hier das Herstellen von sinnvollen Ordnungen des täglichen Lebens: Die Behandler lebten mit den Patienten einen gemeinsamen Alltag, z.B. durch gemeinsame Mahlzeiten, Freizeitgestaltung, durch Aufräumen, Putzen, Kochen und Arbeiten im klinischen Rahmen. Die Patienten kamen häufig aus chaotischen Verhältnissen (Arbeits- und Wohnungslosigkeit, zerrüttete Familien, gescheiterte Partnerschaft, kriminelles Vorleben). Ihr ver-rückter Alltag war für sie selbst und andere lebensfeindlich geworden. Als Ordnungsstörer hatten sie sich an die Psychiatrie gewissermaßen mit einem Ordnungsauftrag gewandt, der ambivalent war: Obwohl sie ihr ver-rücktes Leben verändern wollten, sollte es zugleich auch unangetastet bleiben.

In dieser Situation entwickelte ich (im Rahmen meiner Ausbildung zur Analytischen Intensivbehandlung) die im Folgenden an zwei Beispielen kurz vorgestellte kunstpsychologische Alltagsberatung. Auch ihr geht es darum, dem Patienten zu ermöglichen, zu alltäglichen und selbstver-

ständlichen Ordnungen zurückzufinden, die ihm in seiner verrückten Alltagswirklichkeit fremd geworden sind. Der Alltag und Werke der bildenden Kunst sind dabei stützende Säulen. Wieso Kunst? Hier einige wichtige Aspekte:

- Ein Kunstwerk ist mit einem sprechenden und zuhörenden Spiegel vergleichbar. Im Dialog mit ihm kann man etwas von sich selbst erfahren.
- Im Kunstwerk wird der verrückte Alltag ins Bild gerückt und erlebbar.
- Kunstwerke nehmen den Schwierigkeiten des Lebens einiges von ihrer Schwere, indem sie ihnen eine sinnliche, gegenständliche Fassbarkeit verleihen.
- In Kunstwerken kann man die eigene Wirklichkeit ebenso erfahren wie die, die man zu vermeiden sucht.

Die besondere Wirksamkeit der kunstpsychologischen Alltagsberatung rührt daher, dass die eingesetzten Kunstwerke a-personale seelische Erfahrungen alltäglicher Selbstverständlichkeiten materialisieren.

Fall 1: „Die niederländischen Sprichwörter“ von Pieter Bruegel d. Ä.

Materialisierung von Verkehrtem/Verrücktem

Herr K., ein 56 Jahre alter, alkoholabhängiger, depressiv-ängstlicher Patient, der bis zum 8. Semester Sozialpädagogik studiert hatte, benannte als sein Alltagsproblem, dass er von seiner Ehefrau geschlagen werde, weil er in ihren Augen den



Abwasch nicht richtig erledige. Herr K. betonte, wie ruhig und friedlich er sei. Aggressionen würden von ihm nicht ausgehen. Er wisse nicht, wie er sich gegenüber seiner gewalttätigen Frau wehren könne. Er habe kein Selbstwertgefühl und könne nicht mit ihr darüber reden. Über jede Kleinigkeit würden sie direkt in heftigen Zank und Streit geraten. Er fühle sich einsam und sei wütend darüber, dass sie ihn nicht so akzeptiere, wie er sei.

Der „falsche Heilige“ im Kunstwerk war ihm nach der Bildbeschreibung in der Gruppe nicht mehr aus dem Sinn gegangen. Er erzählte, bis vor einigen Monaten mit der Mutter in einer Wohnung zusammengelebt zu haben. Er habe sich

allein ihr zuliebe zum Altenpflegehelfer umschulen lassen. Denn er habe im Alter für sie da sein und sie angemessen pflegen wollen. Die Mutter sollte auf keinen Fall in einem Altenheim allein leben müssen. Schon als junger Mann habe man ihm nachgesagt, dass er ein „Muttersöhnchen“ sei. Er habe nach dem Abitur eine Lehre als Einzelhandelskaufmann abgeschlossen und einige Jahre in England als Fremdsprachenkorrespondent gearbeitet. Jedoch habe er sich beruflich nicht etablieren können und sei wieder nach Köln in die elterliche Wohnung zurückgekehrt, als der Vater verstorben war. Vor drei Jahren habe er geheiratet. Die Ehefrau sei ebenfalls in die Wohnung eingezogen, die er seit vielen Jahren allein mit der Mutter geteilt habe. Die beiden Frauen hätten sich nicht verstanden. Es habe ständig Streit und Chaos gegeben. So habe er sich dazu durchgerungen, die Mutter doch in einem Altenheim unterzubringen. Bis heute quäle ihn deswegen ein schlechtes Gewissen. Deshalb besuche er die Mutter täglich. Die Gruppenteilnehmer reagierten mit Entsetzen, als sie hörten, dass er als Mann von seiner Frau grün und blau geschlagen wurde. Den Beweis dafür trug er im Gesicht geschrieben, das von Beulen und Blutergüssen gezeichnet war. Dergleichen hatten sie noch nie zu sehen bekommen. Da lief doch ganz offensichtlich was verkehrt. In der Regel schlagen Männer Frauen und nicht andersherum.

Im weiteren Gespräch wurde deutlich, dass Herrn K.s Ehefrau von rasender Eifersucht geplagt wurde, weil die Mutter für ihn Erstfrau und Partnerersatz war. Die Ehefrau gab sich jedoch mit der Position einer Zweitfrau nicht zufrieden. Herr K. spürte seine Abhängigkeit von beiden Frauen, die ihn

umwarben und wie einen „Heiligen“ vergötterten. Zugleich wurde er wie ein Diener behandelt, den man nach Belieben schlagen und demütigen kann. In der Gruppe wurde herausgearbeitet, dass Herr K. das Geschlagenwerden immer wieder selbst aufsuchte, weil es ihm eine entschiedene Gestalt gab: Da konnte er das arme Opfer sein. Das konnte er leichter ertragen, als seine Orientierungslosigkeit. Er hatte Angst, sein eigenes Leben zu leben und war davon abhängig, dass andere ihm sagten, was er zu tun und zu lassen hatte.

Mit dem Bild vom „falschen Heiligen“ hatte Herr K. eine prägnante Gestalt gefunden, die eine erste Charakterisierung seiner Alltagsprobleme verkörperte. Aufgrund dieser für ihn positiven Erfahrung beschloss Herr K. eine ambulante Psychotherapie aufzusuchen.

Fall 2: „The Picador“ von Pablo Picasso

Materialisierung des Pickens

Herr G., ein 50jähriger Versicherungsangestellter in leitender Position, litt unter Depression und Alkoholabhängigkeit. Er benannte als sein Alltagsproblem den Vorwurf seines Vorgesetzten, er sei teamunfähig. Das sehe er anders. Er sei durchaus teamfähig, er fühle sich lediglich der ständig größeren Arbeitsbelastung nicht mehr gewachsen. Seine ca. 20 Mitarbeiter würden auch nur versuchen, die Arbeit auf ihn abzuwälzen.

Herrn G. sah man auf den ersten Blick nicht an, warum er in der Psychiatrie war. Er wirkte ganz alltagstauglich. Er schien nur eine Bestätigung zu wünschen, psychisch krank

und arbeitsunfähig zu sein, um seine Rente beantragen zu können. Im Stationsalltag mochte ihn auf Anhieb keiner leiden. Jeder fühlte sich von ihm irgendwie provoziert. Er kontrollierte die Behandler sowie die Mitpatienten und wollte sie für sich arbeiten lassen. Er fiel auch dadurch auf, dass er für die meisten seiner Mitpatienten nur Spott und Hohn übrig hatte. Den ganzen Tag lang saß er fast wie angewachsen an seinem Essplatz im Gruppenraum, bewegte sich kaum und verbreitete Sticheleien.

In einer Gruppensitzung zeigte ich „The Picador“ von Pablo Picasso. Herr G. wertete das Bild gleich ab. Das sei nicht schön, nur schwarz-weiß, eben ein weiteres hässliches Bild. Ich sollte ihm doch mal ein Bild zeigen, das ihm gefalle. Die Patienten in der Gruppe beschrieben das Bild und erzählten auch von ihren Erfahrungen damit, im Alltag gehänselt und verletzt zu werden, aber ebenso von eigenen Gehässigkeiten. Herr G. kam wiederholt auf die spitzen Säbel des Picadors zu sprechen, von denen er fasziniert war.

Für die Patienten materialisierte sich an dem Bild das Zusteichen des Picadors zur Alltagserfahrung des Pickens (auf jemandem herumpicken etc.). Die sinnlich-fassbare Erfahrung des a-personalen Pickens am Kunstwerk erleichterte ihnen, einen persönlichen Bezug zu ihrem Alltagserleben herzustellen. Jeder konnte erleben, welche individuelle Ausprägung bei ihm selbst vorlag: Wie sah es für jeden einzelnen aus, wenn er gepickt wurde oder selbst pickte. Durch die Analogiebildung am Kunstwerk und durch die Erfahrungen anderer Gruppenteilnehmer konnten Selbstverständlichkeiten, die verloren gegangen waren oder noch gar nicht zur Verfügung

standen, fassbar werden.

Schließlich kam auch Herr G. auf seine heikle Situation am Arbeitsplatz zu sprechen; wie dort auf ihm herumgehackt wurde, aber auch, wie er selbst anderen Stiche versetzte. Erstaunt erinnerte er sich, dass ihm schon früher jemand gesagt habe, dass er immer nur Spitzen austeile. Später habe ich dieses Picken mit Herrn G. im Einzelsetting weiter bearbeitet. Und es zeigte sich, dass sein Alltag von so vielen Zwängen bestimmt war, dass er ihn nicht mehr bewältigen konnte. Deutlich wurde, dass er aufgrund seiner massiven Zwangserkrankung zu Recht in der Psychiatrie war.

Die kunstpsychologische Alltagsberatung hilft einerseits dem Therapeuten, den Patienten besser zu verstehen, andererseits dem Patienten, dem Problematischen in seinem Leben eine sinnliche Fassbarkeit zu geben. Patienten, die vor den Trümmern ihrer verkehrt-gelaufenen Selbstbehandlung stehen, bekommen konkrete Hilfen zur Bewältigung ihres Lebens, weil ihre Probleme mittels der Kunstwerke greifbarer werden. Die Greifbarkeit ihrer Alltagsprobleme macht Anhaltspunkte spürbar, wie sie zu einem lebberen Alltag zurückfinden können.

Dirk Blothner

Unbewusstes als Wirkungseinheit

Die Auskuppelkultur in Filmkomödien

Den zeitgenössischen Alltag durchzieht eine quirlige Unruhe. Ein buntes Durcheinander von Selbstdarstellungen, Beeindruckungen, lauten Behauptungen, aufgeregten Diskussionen, bis zur Karikatur gesteigerten Auftritten - und dabei doch seltsamer Gleichgültigkeit. Hin und wider wird dieses Gemenge von Strömungen ausgerichtet, in die sich die Menschen hineinwerfen, als gäbe es alles zu gewinnen. Schon klingen sie wieder ab, lösen sich in Nichts auf, aber es kündigen sich andere Begeisterungen an, von denen man sich erneut erfassen lässt. Sportereignisse rufen zu kollektiven Jubelstürmen und Wehklagen auf. Die Menschen werfen die Arme in die Höhe und genießen den Moment des verschmelzenden Triumphes. Geht ihre Erwartung leer aus, kehren sie dem Ereignis den Rücken zu und setzen mit elektronischen Zaubergeräten die Aufregung des nächsten Tages auf Start. Doch das Morgen wird das Gestern nur in kleinen Variationen wiederholen. Durch die Kluft zwischen aufgeregter Aktivität und heimlichem Stillstand schlängeln sich Lebenslinien, die sich den Entwicklungsaufgaben des Lebens lange Zeit entziehen können. Das Riesenangebot an Helfern, Unterhaltungsprogrammen und Minutenfüllern macht es möglich, außerordentlich kreativ auf der Stelle zu treten. Und dann schlagen unvorhergesehene Stürme ihre verheerenden Schneisen in das kopflos wirkende Kreiseln. Die „Finanzkrise“ ist die letzte

dieser Verkehren eines apersonalen Getriebes, das in der Auskuppelkultur die Kontrolle über die Handlungen und Empfindungen der Menschen an sich gerissen hat.

Wie hängen all diese unterschiedlichen Phänomene miteinander zusammen? Wie gehen sie auseinander hervor? Wie ergänzen sie sich? Die Psychologische Morphologie spürt die unbewussten Zusammenhänge dieser „Auskuppelkultur“ in ihren Beiträgen zur Kultur- und Alltagspsychologie auf. Dabei kommen ihr als bildhafte Orientierung die alten Volksmärchen zu Hilfe, manchmal aber auch zeitgenössische Werke der Kunst. Zum Beispiel die Filmkomödie. In ihren besten Werken stellt sie unbewusste Drehpunkte des zeitgenössischen Alltags scharf und verwickelt ihr Publikum in deren Mechanik.

Filmkomödien mit scharfem Blick

Vor zehn Jahren legten Alan Ball als Autor und Sam Mendes als Regisseur mit *American Beauty* eine ungewöhnlich scharfe Analyse des Lebens in der Auskuppelkultur vor. In der überspitzt erzählten Geschichte über zwei Familien einer amerikanischen Vorstadtsiedlung wird ersichtlich: Was die Zeitgenossen bei ihren Reisen durch die Wirklichkeit als Freiheit hochhalten, erweist sich als ein rastloser Wechsel zwischen Zwängen, die das Leben abtöten. Die Freiheit besteht darin, den einen Zwang durch einen anderen zu vertauschen. Die Figuren in *American Beauty* ziehen ihren Lebenssinn aus diktatähnlichen Mustern und sehnen sich zugleich nach einer wunderbaren Belebung. Wenn sie zu arg in die

Klemme geraten, überlassen sie sich anderen kurzlebigen Blasen der Begeisterung und lösen sich so aus den zur Qual gewordenen Klammern heraus. Die Menschen – so sieht es American Beauty mit seinen mutigen Zuspitzungen – kurieren Zwänge mit Obsessionen. Vor gut einem Jahr konnte man im Kino Burn After Reading sehen, eine Komödie der Brüder Joel und Ethan Coen. Auch dieser Film leistet einen Beitrag zur Analyse der Auskuppelkultur. Er verwickelt seine Zuschauer in die Mechanik von Tun und Getanwerden und macht dabei drastisch deutlich: Wenig verstehen wir, aber wir haben es doch selbst gemacht.

Die Zuschauer werden über einen Blick aus dem Weltall auf den blauen Planeten Erde in den Plot hineingezogen. Sie folgen dem schnellen Sinkflug der Kamera, nähern sich der Ostküste der USA und durchdringen in der Nähe von Washington das Dach eines Gebäudekomplexes, um sich in einem Büro der CIA-Zentrale wiederzufinden. Dort wird der lang gediente Analyst Osbourne Cox (John Malkovich) von einem Mann, der Palmer heißt, in Gegenwart von zwei ernst blickenden Kollegen wegen angeblicher Alkoholabhängigkeit degradiert und sucht sich mit theatralischen Gesten dagegen zu behaupten. Mit ausgestreckten Armen ruft er aus, das sei eine „politische Sache“, eine „Kreuzigung“. Dann quittiert er seinen Dienst und nimmt sich vor, ein die Machenschaften der CIA enthüllendes, autobiografisches Buch zu schreiben. Aber seine Schreibversuche bleiben schon bald stecken und Osbourne ergibt sich seiner Alkoholsucht. Im weinseligen Kreis alter Freunde beschwört er singend die glorreiche Vergangenheit. Es liegt nahe, sich über diese Figur seiner eige-

nen Souveränität zu vergewissern.

In einem anderen Viertel Washingtons hat Linda Litzke (Frances McDormand) vor, sich über vier Schönheitschirurgische Eingriffe in ihren aus der Form geratenen Körper – wie sie sagt - „neu zu erfinden“. Da die Krankenkasse die Kosten nicht übernehmen will, versucht sich Linda erst als Erpresserin und dann als Informantin für die Russische Botschaft, um das Geld aufzubringen. Sie weiß nicht, dass der Datenträger, mit dem sie ins Geschäft kommen will, nur wertloses



Zeug des Mächtigherrn Osbourne Cox (s. o.) enthält. Auch sie wirkt nicht gerade souverän, aber gegenüber Chad Feldheimer (Brad Pitt), Lindas Kollegen im Fitnessstudio „Hardbodies“, können sich die Zuschauer noch überlegener fühlen. Gut aussehend, durchtrainiert, aber gesteuert von Tics und Zwängen, zieht diese Rolle die meisten Lacher auf sich. Er will Kollegin Linda zur ersehnten Operation verhelfen, versucht sich in ihrem Auftrag als „eiskalter Bösewicht“ und handelt sich dabei – völlig verdattert – eine blutige Nase ein. Und schließlich räumt auch George Clooney in der Rolle des Harry Pfarrer den Zuschauern ein Gefühl von Überlegenheit ein. Er war einmal im Personenschutz tätig und trägt aus alter Gewohnheit eine Pistole im Schulterhalfter – die er noch nie benutzte. Seine latente Paranoia sucht er mit wahllosen Sexbeziehungen, einer zweifelhaften Bastelleidenschaft und zwanghaftem Jagen in Schach zu halten.

Folgschwere Verkehrung

Diese vier Protagonisten halten sich für selbständig und gewieft, sind aber getrieben von Abhängigkeiten, von Zwängen, fixen Ideen und Irrtümern. Ihnen zuzuschauen vermittelt ein angenehmes Gefühl von Überlegenheit. Denn sie taumeln durch die amerikanische Hauptstadt, als wären sie Kugeln in einem überdimensionalen Flipperspiel. Die Coen-Brüder wiegen ihre Zuschauer mit filmischen Mitteln in Sicherheit. In vielen Szenen räumen sie ihnen – à la Alfred Hitchcock – einen Überblick über die Ereignisse ein. Sie wissen oft mehr als die Protagonisten mit ihren eingeschränkten Blickwinkeln

erkennen können. Sie sehen Komplikationen oder Gefahren voraus, von denen die Figuren noch keine Ahnung haben. Am Anfang können die Zuschauer noch gut über sie lachen. Doch je länger der Film dauert, desto zahlreicher werden die Schnittpunkte, in denen sich ihre Storylines berühren und desto komplexer wird dadurch das Gefüge, das sie mit ihren Aktionen knüpfen. Je nachdem, wie viel die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu fassen vermag, reißt der Faden des Nachvollziehens daher früher oder später ab. So bestimmt das Lachen aus sicherer Überlegenheit kaum mehr als vierzig Minuten. Dann dreht sich alles unweigerlich um. Der wissende Blick auf das Geschehen verwandelt sich in das Gefühl, den Überblick zu verlieren. Die Lacher werden kürzer und immer häufiger abgelöst von Phasen der Verwirrung. Am Ende lacht man fast nur noch aus Verwirrung.

Der Film entfaltet eine schwer zu verdauende, satirische Härte. Denn seine Figuren fügen einander – ohne es zu ahnen – mit ihren selbstbezogenen Handlungen schließlich die schlimmsten Verletzungen zu. Der Möchtegern-Erpresser Chad wird von dem paranoiden Womanizer Harry aus purem Schreck erschossen. Der vor Wut auf seine Frau kochende Osbourne Cox entdeckt den sanften Ted (Richard Jenkins) – Lindas Chef hat sich überreden lassen, nach mehr Material für ihr Geheimdossier zu suchen – in seinem Haus und erschlägt ihn kurzerhand mit der blanken Axt. Ein CIA-Mann, der Osbourne beschattet hat, greift übereifrig ein und erschießt ihn auf offener Straße. Harry, der inzwischen erfahren hat, dass seine Frau ihn betrügt, kann seine paranoiden Ängste nicht mehr kontrollieren, fühlt sich ausgerechnet von Linda bedroht und



rennt laut schreiend in den Park. Linda, wiederum, wächst ihre Agentenrolle über den Kopf und sieht sich ebenfalls von allen Seiten umzingelt. Schlag folgt auf Schlag und es lässt sich beim ersten Sehen des Films kaum nachvollziehen, wie diese schockierenden Wendungen zustande kommen. Doch wenn man sich gründlich mit dem Plot beschäftigt, stellt man fest: Sie sind alle sorgfältig miteinander verknüpft.

Am Ende – in der letzten Szene – räumt der Film den strapazierten Zuschauern die Möglichkeit ein, die angewachsene Verwirrung wieder abzugeben. In der CIA-Zentrale

fasst Agent Palmer seinem Abteilungsleiter das scheinbare Durcheinander, das die ganze Zeit gewissenhaft observiert wurde, zusammen. Beide Männer sind ratlos. Sie haben die Ereignisse zwar aktenkundig festgehalten, aber verstanden haben sie nichts. Da aber drei der in das Chaos Verwickelten tot sind, einer sich ins Ausland abgesetzt hat und nur Linda Litzke unbeirrt darauf drängt, dass die CIA die Kosten für ihre vier Schönheitsoperationen übernimmt, beschließt der Abteilungsleiter, ohne weiter darüber nachzudenken auf Lindas Forderung einzugehen, das Honorar für ihre Operationen zu bezahlen und damit den Vorgang abzuschließen. Keine weiteren Fragen stellen, Akte zu! Burn after reading! Daraufhin zieht die Kamera durch das Dach des Gebäudes nach oben, steigt immer höher, lässt Washington unter sich und nimmt schließlich den schönen, blauen Planeten Erde genauso in den Blick wie zu Beginn des Films.

So beendet Burn After Reading seine haarsträubende Geschichte. Es ist viel passiert, aber niemand hat eine Ahnung was. Die Zuschauer verlassen lachend, aber auch kopfschüttelnd das Kino. Was sollte das Ganze? Einige versuchen über kritische Bemerkungen Ordnung in die Gefühle zu bringen. Wie die Menschen in diesem Film gezeigt werden, das sei „zynisch“ und „kalt“. Damit hat es sich in der Regel. Die Kinogänger müssen sich nicht deutlich machen, was an dem Ganzen sie nun eigentlich so amüsierte und zugleich so bestürzt machte. Doch die Psychologie möchte den Sachen auf den Grund gehen. Damit die Satire ihre ganze Kunst enthüllt, wollen wir sie daher in einem letzten Schritt in ein Gesamtbild rücken.

Unbewusste Morphologie von Wirkungseinheiten

In *Burn After Reading* werden die Figuren auf ähnliche Weise von Zwängen getrieben wie in *American Beauty*. Aber die Coen-Brüder räumen ihren Figuren noch sehr viel weniger Spielraum ein, als Sam Mendes seinem Ensemble zehn Jahre zuvor. Jeder hat, wie man in Köln sagen würde, in *Burn After Reading* „etwas am Laufen“ und hält es vor anderen, manchmal auch vor sich selbst, geheim. Ohne es zu wissen, strickt er dabei an einem Gewebe, das ihn mehr und mehr übergreift, ihn in Besitz nimmt und ihm schließlich Ereignisse aufdrängt, als deren Opfer er sich erfährt. Die selbstbezogenen Unternehmungen, die jeder für sich verfolgt, verkehren sich hinter seinem Rücken in harte Konsequenzen. Ihre Verwandlung hat er weder im Griff, noch ist sie ihm bewusst. Die Zuschauer sind teils schockiert, teils lachen sie über diese Wendungen. Vielleicht spüren sie, dass sie sich in einer ähnlichen Situation befinden. Denn auch unsere Zeit wird immer wieder von Konsequenzen eingeholt, die wir ahnungslos selbst in Gang gesetzt haben. Zum Beispiel die schon erwähnte Finanzkrise des vergangenen Jahres.

So gesehen handelt es sich bei Unbewusstem nicht etwa um einen „Behälter“, in dem schlimme Ereignisse der Kindheit aufbewahrt sind und auch nicht um eine verdeckte Schicht „unter“ dem Bewusstsein. *Burn After Reading* macht Unbewusstes als einen komplexen Herstellungsprozess kenntlich. Das Handeln der Menschen setzt Wirkungseinheiten in Gang, die ihnen nicht verfügbar sind. Unbewusstes macht sich in deren mal befremdenden und mal überra-

schenden Wirkungen bemerkbar; und – wie auch die CIA in Burn after Reading feststellen muss - in der Unmöglichkeit, diese zu überblicken. „Psyche ist ausgedehnt, weiß nichts davon“ schrieb Sigmund Freud im Juni 1938 in sein Notizbuch. Mit ihren scheinbar individuellen Handlungen werden die Figuren der Komödie unweigerlich zu Gliedern einer ausgedehnten Wirkungseinheit, die durch Mechanismen wie Verleugnung, Verdrängung und Demonstration des Gegenteils zusammengehalten wird. Fast möchte man meinen: Je größer die Selbstüberschätzung, desto härter die zu erleidenden Konsequenzen.

Nietzsche und Freud tat sich an der Wende zum 20. Jahrhundert dieser unbewusste Wirkungszusammenhang von ungeheuerlicher Ausprägung auf. Wahrscheinlich, um an ihrer Vision nicht zu verzweifeln, machten sie sich an seine Analyse. Bis heute haben ihre Einsichten kaum etwas an Bedeutung eingebüßt. Und doch scheinen die Menschen des 21. Jahrhunderts die Realität des Unbewussten verdrängen zu wollen. Überall wird Verfügbarkeit demonstriert. Sei es mit staatsmännischen Posen oder „wissenschaftlichen“ Prognosen. Besonders bei der Bewältigung von Krisen. Der Wirrwarr lässt sich so schön in Formeln und Zahlen zur Ruhe bringen! Und wenn man mal wirklich eine Ahnung von den unbewussten Zusammenhängen des zeitgenössischen Lebens bekommen möchte, muss man ins Kino gehen. Zum Beispiel in eine Komödie der Brüder Coen.

Gabriele Klaes-Rauch

Schuldner-Coaching im TV – Entschuldung und Entlastung für alle?

Seit dem Jahr 2003 reüssieren so genannte „Coaching-Formate“ im Deutschen Fernsehen, welche laut RTL unterhaltungsbasiert, aber problemlösungsorientiert ausgerichtete Hilfestellung in der Familie aufzeigen. Diese Formate werden vornehmlich moralisierend als „Elendsvoyeurismus“ kritisiert, als wäre Fernsehen nicht der Paroxysmus der Schaulust!? Psychologisch betrachtet handelt es sich jedoch nicht einfach um Voyeurismus, wenn in Psychodramarollenspieldokus ausgesuchte Zuschauer zu Darstellern obskur-prekärer Notlagen und expressiver Enthemmungen mutieren und diesen Zappel-Philippen, bösen Friederichen und Hans-Guck-in-die-Luftten „Super Nannys“ oder „Schuldnerberater“ an die Hand gegeben werden, die wie die Einzelfallbetreuung des Jugendamtes vorbeikommen, um Privates in Öffentliches, Angststarren in Fröhlichkeit oder Chaos in Ordnung zu verwandeln.

Nehmen wir als Beispiel die Sendung „Raus aus den Schulden“, die bei RTL seit 2007 außergewöhnlich erfolgreich läuft. Dort zeigt der Schuldnercoach Peter Zwegat, der im Vorspann jeder Sendung eindrucksvoll aus den monumentalen Säulen des Reichstags hervortritt, hoffnungslos verschuldeten Mitbürgern Einsparmöglichkeiten und Lösungswege auf. Während die mehr erzogenen, als beratenen „Protagonisten versuchen, Zwegats Ratschläge umzusetzen, spricht er mit Gläubigern oder eventuellen Geldgebern.“ (RTL) Sein

viel versprechendes Angebot: Sich wie einst Fürst Augias den von 3000 Rindern in 30 Jahren verschmutzten Stall sauber machen lassen. Herkules vollbrachte dies binnen eines Tages. Zwegat bietet es den Fernsehzuschauern einmal pro Woche in 45 Minuten an. „Wenn der Staat nicht hilft, was bleibt einem Vater schließlich anderes übrig, als einen Vertrag mit einem Fernsehsender zu unterschreiben“, stellt sich Zwegat vor die Mitspieler, und ein Reporter intoniert, dass das Fernsehen am Ende tatsächlich besser als der Sozialstaat sei.

Und tatsächlich: Zwegat und auch die anderen Coaches sind als Inkarnationen der Tugend und Bastion der Mildtätigkeit inszeniert. So werden die zu Beratenden für ihr Mist-Bauen, Verstecken, Verheimlichen, Revoltieren und Hintergehen erst einmal verschont. Demgegenüber dokumentieren die guten Hirten mittels häufig wiederkehrenden Begrüßungs- und Verabschiedungsszenen Verlässlichkeit. Wie alle Tele-Eltern der RTL-Familie seit der ersten Super-Tagesmutter und Tine Wittler als O-Mama ist auch der Hoffnungsträger Zwegat mit Standardvorstellungen väterlicher Autorität versehen. Mit dem Frage-Antwort-Führungs-Spiel: „Sie haben gerufen, ich hab’s gehört. Jetzt bin ich hier. Was kann ich für Sie tun?“ leitet er seine Hilfsprozedur stets ein und damit Rechte für sich, sowie Gehorsamspflichten der um Hilfe Rufenden ab. Auch weil die von Zwegat Aufgesuchten häufig in ungelösten ödipalen Bindungen leben und die meist jungen Paare wie verlorene Kinder erscheinen, wirken die Interventionen des Beraters, als ob ein entschiedener Vater kurz hereinschaue, um die Verhältnisse endlich zu ordnen.

Was aber wäre, wenn die so offenbar Maßlosen einem Hang zum „Geldausgeben im Angstzustand“ (Karl Abraham) anhängig wären? Oder was wäre, wenn sie eine regelrechte Verschuldungssucht ähnlich der Fjodor Dostojewskis quälen würde? Krankheit und Schuldenlast bedeuten Leid und Elend. Doch ist Schuldenmachen nicht immer Folge von Rechen-schwäche. Es kann auch über unbewusste Schuldgefühle hergestellt und ein hochfunktionales Modul eines seelischen Werkes sein, wie es Sigmund Freud am Beispiel Dostojewskis aufgezeigt hat. Dieser erfüllte sich den verbotenen Wunsch nach der Beseitigung des Vaters, indem er sich im Sinne einer imaginären Usurpation der Tat die Schuld am Tod seines Vaters gab und sich zugleich dafür bestrafte, indem er sich mit Krampfanfällen, Geldspielsucht, Armut und Dauerüberschuldung unverzeihend malträtierte. Vielleicht gerade weil vielen von Zwega Gecoachten die selbstverschuldete Überschuldung eine Verschiebung und Veranschaulichung unbewusster, Erfolg verbietender aggressiver Schuldgefühle bedeutet, bleibt deren Verausgabungsverhalten konsistent, und nehmen viele Kandidaten wiederholt an Coachingshows teil, die sich so als ein den Status quo erhaltendes Pharmakon erweisen, das unbewusste Wirkungszusammenhänge ignoriert und wie Sedativa die Erzeugung zusätzlicher Probleme billigt.

Wenn man allerdings die Schuldenberge in den Blick nimmt, die unsere Regierung nicht erst seit ihrem beherzten Eingreifen in die Finanz- und Wirtschaftskrise hat auflaufen lassen, kommt man um die Feststellung nicht herum, dass wir alle über unsere Verhältnisse leben. Und damit rückt das



im TV so erfolgreiche Schuldnercoaching in einen größeren Kontext. Denn dann geht es nicht nur um die armen Tröpfe auf der Mattscheibe, sondern um unser aller Erlösung von Schuld und Schulden. Wenn die Gazellenherde den Ruf des Löwen hört, meint Elias Canetti, laufen alle solange davon, bis ein Tier stürzt. Angesichts des Gefallenen, mit dem der Löwe seinen Appetit befriedigen wird, wähnen sich die übrigen in Sicherheit. Ähnlich scheinen auch menschliche Gruppierungen wie die Zuschauer des Schuldner-Coaching im TV

einem solchen Ruf zu folgen und Mitglieder aus ihren Reihen preiszugeben, um der Gefahr, von den enormen Staatsschulden gefressen zu werden, zu entkommen. Sie opfern den Einnahmen, um sich selbst Furcht oder Angst (mit reaktivem Hass) zu ersparen. Canetti ist der Auffassung, dass sich die Unruhe der Gazellen legt, sobald sie merken, dass der Löwe hat, was er will. Möge der Löwe Zwegat den Armen nur verspeisen und ihm Verzicht und Mäßigung abverlangen, wenn wir uns auf diese Weise nur noch etwas länger sicher wähnen können!

Verlieren wir also nicht aus den Augen, dass erfolgreiche Fernsehsendungen auch oft einer unbewussten Strömung in der Kultur zum Ausdruck verhelfen. Vergessen wir nicht, dass sich die Menschen im atemlosen Surfen auf den wechselnden Wellen des Konsums und der Medienblasen auch unbehaglich fühlen und sich nach einer Ausrichtung sehnen. Dann erwecken Sendungen wie „Raus aus den Schulden“ tatsächlich den Anschein, als sollten Mitspieler, wie jener mit 350.000 Euro, vier PKWs, Villa, Dogge und verpfändetem Elternhaus grenzenlos überschuldete, als nützliche Rädchen im Wirtschaftskreislauf zwar nicht aus dem Verkehr, aber auch nicht vollständig aus der Bredouille gezogen werden. Unter Zwegats Aufsicht muss der von den Zuschauern Geopferte stellvertretend dezentes Verzicht leisten und als „Speed-Buße“ ritualisiert Angst aushalten: „Sie wissen, was sie heute erwartet? Ab jetzt wird es wehtun!“ sagt Zwegat der vor Angst zitternden „Antilope“ auf den Kopf zu. Und wenn schließlich das seinem Zeremoniell ausgelieferte Opfer seine letzten Widerstände aufgegeben hat, relativieren sich die schaudern machenden Bilanzen zwar manchmal wieder,

aber der mächtige Schuldencoach entlässt seinen Pappenheimer nicht ohne eindringliche Verwarnung. Plötzlich wendet er sich von seinem mit eingezogenen Schultern dastehenden Sünder ab, schaut in die die Kamera - damit den Fernsehzuschauern direkt ins Gesicht - und stellt die Alleingänge des Verschuldeten noch einmal eindringlich an den Pranger. Denn dieser muss ihm nun bestätigen, dass „er einen brauche, der ihm sagt, dass das schief geht, der ihn auch mal in den Hintern tritt und der sagt, was er als erstes machen soll.“

So bedient das Format, besonders eindringlich aber diese abschließende Wendung, ein geheimes Gefallen unserer Kultur an einem unbewussten Diktat. Daher ist es dann nicht verwunderlich, dass das öffentlich-rechtliche ZDF, das sich gerne ab und zu an den erfolgreichen Formaten privater Sender orientiert, in einer Ausschreibung für ein Casting schreibt: „Coachs müssen die Familien sensibel, aber bestimmt führen können.“

Wilhelm Salber

Psychotherapie - wie geht das?

Seit dem 22. Februar 2010 läuft im öffentlich-rechtlichen Fernsehen eine Serie über Psychologische Behandlung: „In Treatment“, hoch gelobt, auch vom Präsidenten der Therapie-Verbände.

In der ersten Sendung erzählt eine Frau, 30 Jahre alt, die bereits ein Jahr in Therapie ist (!) ihre Sexualgeschichten. Unter anderem erklärt sie, diese Sexgeschichten hätten auch etwas mit den Ultimativen von Männern zu tun. Ihrerseits sei sie in ihren Therapeuten verliebt. Ein paar Tage später wird gezeigt, wie der Therapeut in Supervisionen von einer älteren Frau in den Blick genommen wird - seine zerbrochene Ehe, sein Leiden und sein Schwanken.

Die Zuschauer haben den Eindruck, hier werde gezeigt, wie kompliziert und langwierig das Hin und Her in einer Therapie vor sich geht. Zudem werde auch der Eindruck vermittelt, der Therapeut müsse einiges aushalten, er leide auch, er sei auch nur ein Mensch. Seltsamerweise sprechen die Zuschauer nicht über ihre Erwartungen, dass ein Therapeut kluge Ratschläge geben sollte und dass er wie ein Detektiv Probleme einer Lösung zuführt.

Offenbar sind die Zuschauer damit zufrieden, wenn sie Therapie verbinden können mit Sexualität und Aggression (Sex and Crime) und damit, dass man hier einmal die Sau rauslassen kann. Was sich dann der Therapeut ausführlich anhören muss und wozu er mehr oder weniger kluge Bemerkungen machen muss (so etwas wie Sprichworte).

Wenn man sich aber die Sache einmal ansieht von einem psychologischen Standpunkt her, wie ihn S. Freud entwickelt hat, und wie ihn die Morphologische Beratung weiterführt, dann ist man doch etwas überrascht. Es überrascht, wie ungebrochen sich das Erzählen von Sexualgeschichten auch noch nach einem Jahr Behandlung abspult. Bei Freud ist ausdrücklich nicht von dieser Sexualität die Rede, wenn es um Erklärungen und Behandlungen geht (das wird auch bei der Missbrauch-Diskussion heute völlig übersehen). Auch von der Verfassung, auf die Freud und die Morphologische Beratung bei Therapien Wert legen, ist wenig zu erkennen.

Die Frau hat es sich offenbar recht ungezwungen in der Wohnung des Therapeuten gemütlich gemacht; der Therapeut führt mit ihr einen „herrschaftsfreien Dialog“, bei dem er anscheinend einzelne „Interventionsverfahren“ einfügt (Überlegungen zu Projektion, Verkehrung ins Gegenteil, Übertragung). Das Ganze sieht mehr nach einer Aufnahme von Befunden bei einer medizinischen Untersuchung aus. Daher werden dann auch Fragen nach dem Warum und Wieso an den Patienten gestellt, die bei einer psychologischen Behandlung notwendig vermieden werden, weil es sich ja vor allem um un-bewusste (!) Grundlagen seelischer Störungen der Selbstbehandlung handelt. Erstaunlich, wie wenig auf die unvermeidlichen „Einfälle“ gedrängt wird.

Für Freud war Behandlung eine Behandlung „von der Seele her“. Das bedeutet, an die Grundlagen seelischen Funktionierens herankommen. An die unbewussten Muster der ödipalen Prozesse, an die Dramatik der Urphänomene, wie sie die Märchen darstellen. An die Grundverhältnisse des

Ressentiments, an den Verwandlungsneid und die Verwandlungsgier und die Zerstörungswut von Besessenheiten.

Offenbar stehen hier zwei Ansichten von psychologischer Behandlung gegeneinander. Die eine Auffassung sucht ausdrücklich nach einem „Schlüssel“, mit dem man sich einen Zugang zu den unbewussten Figurationen des Seelenbetriebs eröffnen kann; zu den unbewussten Mustern, die sich in das Leben und Erleben der Menschen immer wieder eindrängen. Eine andere Art von Therapie lehnt sich an einen Interventions-Katalog an, der Erleben und Verhalten von Patienten irgendwie in Bewegung hält - in der stillen Hoffnung, da würde sich einmal etwas Neues einstellen, das störende Symptome beseitigt. Ein solches Vorgehen an Interventionen entlang fördert paradoxerweise zugleich mit einer Vielzahl von verstreuten Einzelheiten (*disjecta membra*, sagte S. Freud) auch beliebige, wilde Deutungen, die den Patienten an den Kopf geworfen werden.

Dass es verschiedene Auffassungen gibt, die überhaupt erst verständlich machen können, was bei einer Psycho-Behandlung vor sich geht, davon ist in der Serie nicht viel zu spüren. Genauer müsste ich sagen, von einer Behandlung, die durch ein Konzept vom Seelischen geleitet wird, wird nichts in den Blick gerückt. Es mag sein, dass das nicht geringe Probleme für eine Darstellung in den Medien mit sich bringt. Aber bei einer psychologischen Einschätzung von Darstellungen psychologischer Behandlung kann man nicht darauf verzichten, ein angemesseneres Bild von dieser Behandlung zu zeichnen.



Eine autonome psychologische Behandlung „von der Seele her“ ist einfach „anders“ als die Darstellung in dieser Serie. Da lässt sich nur sagen: so geht es nicht, es geht anders. Eine angemessene Behandlung braucht ein ganzheitliches Konzept, wie Seelisches funktioniert, welche Störungen und welche Entwicklungen sich daraus systematisch ergeben. Das bedeutet, dass die Behandlung mit den vertrauten und be-

wussten Erzählungen und Erklärungen brechen muss, um die unbewussten Muster sichtbar zu machen, die das Leiden und die Störungen überhaupt erst hervorrufen. Das bedeutet, es geht nicht ohne ein Konzept, das die unbewussten Wirkungszusammenhänge seelischer Prozesse von vornherein im Blick hat, im Verlauf des Prozesses aufsucht und verfolgt: von da aus ein völlig anderes Verständnis und ein anderes Handeln in die Wege zu leiten sucht. Das geschieht im Rahmen einer eigentümlichen Verfassung von Behandlungs-Situationen, wie sie als allgemeine und besondere Kennzeichen eines gemeinsamen Werks bei der Intensiv-Beratung praktiziert wird.

Für die Morphologische Beratung führt das zu einer Begleitkonstanz für jeden Fall, ob Einzelperson oder Unternehmen, deren Leitfaden stets die Urphänomene sind, wie sie in der Dramatik der Mythen und Märchen als Gesetze des Seelischen herausgestellt werden. Dabei macht sich spürbar, was der Witz jeder Therapie nach Freud ist: die Fälle wissen wirklich nichts von dem, was sie bewegt, und sie wollen es auch nicht wissen. Offenbar weiß der Therapeut der Serie auch nach einem Jahr davon noch nichts.

Unbewusst geht es immer um dramatische Inhalte von Verwandlungen. Die Fälle wollen nichts wissen von ihren brutalen, geilen, rücksichtslosen, verkehrten Lebensmustern. Das war für S. Freud der mörderisch-inzestuöse Kernkomplex, den er nach dem alten Dramenmuster „Ödipus“ nannte. Für A. Adler war das, in Abwandlung von Nietzsches Willen zur Macht, die Gier nach Überlegenheit und das Ressentiment der Minderwertigkeit. Für die Morphologie geht es um eine polymorphe Verwandlungsgier, die in der Märchendramatik

figuriert und entfaltet wird. Solche unbewussten Lebensbilder lassen sich allenfalls erahnen anhand von Besessenheiten und Verkehrthalten. Aber sie lassen sich nicht bewusst erfragen und „kommunizieren“.

Was in der Therapie begegnet an Störungen, unbewusstem Leiden, Fehlleistungen, Lähmungen, Wiederholungszwängen lässt sich allein von märchenhaften Grundmustern her verständlich machen (Ableitung). Diesen unbewussten märchenhaften Grundmustern gegenüber sind Gefühle, Willensvorsätze, Rationalisierung nur Symptome und keine ausreichende Erklärungen. Das gilt auch für die sexuellen Geschichten, von denen die junge Frau erzählt.

Erst wenn ausreichend durchgearbeitet ist, wie ein solches unbewusstes Muster sich ins Werk setzt, lernen die Patienten sich in einem anderen, bisher verpönten Bild zu sehen. Erst von da aus kann es zu einem Ruck kommen, bei dem sich das Bild in einer anderen Richtung zu drehen beginnt. Das unbewusste Muster muss durchgearbeitet - und das heißt auch zugelassen werden -, damit eine Metamorphose in Gang kommen kann. Dann kann es auch in einer anderen Entwicklung der Lebensinhalte weitergehen, die wieder eine weniger gestörte Selbstbehandlung ermöglicht. Dabei bietet die Therapie eine Begleitkonstanz an, die eine Umfälschung des Verwandlungsmärchens zu verhindern sucht. (Hier zeigen sich wieder viele Analogien zu dem zentralen Bildungsproblem in der BRD.)

Man kann über einen Fall immer nur dann etwas sagen, wenn man ihn in einem Behandlungsprozess „empirisch“ beschrieben und analysiert hat. Daher kann man nur vermuten,

wie ein solches Muster bei der 30-jährigen Frau aussehen könnte. Wenn sie ein verkehrtes Aschenpüsterchen wäre, ließen sich die Demonstrationen von Erregungen und Ultimaten schon etwas besser verstehen. Darin könnte auch der Versuch stecken - in einer behexten Welt - die Gnade und die Geschenke eines Erlösers heraufzubeschwören. Bei diesem Prozess geriete der Therapeut selbst zu einer Ersatzbildung für das Muster und nicht zum Objekt für irgendeine Sexualbeziehung. Völlig aus dem Blick bleibt in der Serie bisher das Nebenbild, das mit Arbeiten, Sachverhältnissen, Können und Nichtkönnen zu tun hat - welche Maße spielen hier eine Rolle, welche Unfähigkeiten, welche Kränkungen?

Wie Psychotherapie geht, das lässt sich für das Fernsehen durchaus auch von einem solchen Konzept her darstellen, wie es oben aus der Sicht der Morphologie entwickelt wurde. Dazu könnten wir uns gerne als Berater anbieten.

Jens Lönneker

Verfassungen des Alltags

Wie über die Individualisierung des Konsums aus dem grauen ein stressiger Alltag wurde

Der Alltag im Nachkriegsdeutschland wurde jahrelang als „grau“ beschrieben. Monotonie, Tristesse, graue Einheitlichkeit prägten das Erleben der Menschen. Sehnsuchtsvoll wurde auf das Wochenende oder den nächsten Urlaub gewartet, um dem eintönigen Alltag zu entfliehen. In der Werbung dieser Zeit war „Eskapismus“ angesagt. Viele Werber jener Zeit machten es sich zur Aufgabe, etwas „Farbe“ in den grauen Alltag zu bringen.

Heute wird unser Alltag dagegen meist in erster Linie als „stressig“ erlebt und dargestellt. In der Rede vom stressigen Alltag steckt zwar ebenfalls eine Unzufriedenheit und Klage. Das Leben erscheint im stressigen Alltag zu hektisch, komplex, voll gepackt und schnell überfordernd. Auf keinen Fall handelt es sich aber mehr um einen grauen, langweiligen Alltag. In der Werbung von heute ist entsprechend „Entspannung und Kontemplativität“ attraktiv. „Eskapismus“ traditioneller Färbung ist in der Werbung dagegen weitgehend out.

Damit ist eine erste psychologische Fragestellung aufgeworfen: Wie geht eigentlich ein solcher gesellschaftlicher Wandel des erlebten Alltags aus einer alltagspsychologischen Perspektive vonstatten? Anders formuliert: Wie manifestieren sich „große“ kulturpsychologische Strömungen letztlich in den „kleinen“ alltäglichen Verrichtungen? Und wie müssen

sich wiederum die Gestaltungen des „profanen“ Alltags wandeln, damit solche übergreifenden gesellschaftlichen Strömungen überhaupt spürbar und manifest werden können? Eine zweite Fragestellung drängt darauf zu klären: Welchen Sinn macht dieser Wandel, warum kam es überhaupt dazu?

Hier sollen in Stichworten Erkenntnisse zum Wandel im erlebten Alltag anhand von morphologischen Forschungen zu drei Alltagsprodukten - Kaffee, Tageszeitung und Bier - dargestellt werden. Dabei wird deutlich werden, dass sich die Verfasstheit des Alltags selbst in den letzten Jahren verändert hat: Wurden die drei Produkte im „grauen“ Alltag insbesondere genutzt und inszeniert, um Erfahrungen wie Gemeinschaft, Bindung herzustellen, sollen sie heute im stressigen Alltag verstärkt Erfahrungen von individueller Freiheit und Beweglichkeit ermöglichen. Die damit verbundenen Umstellungen sind je nach Produktbereich mal besser und mal schlechter gelungen – mit Auswirkungen auf den wirtschaftlichen Erfolg.

Die Ausrichtung auf Gruppen und Gemeinschaftszugehörigkeit war in der Vergangenheit denn auch die Basis für die klassischen Zielgruppenmodelle in der Marktforschung. Mit der zunehmenden Individualisierung verlieren diese Modelle jedoch an Aussagekraft. Die Verwendungsverfassungen selbst rücken dadurch stärker als prägende Rahmen in den Blick.

Im Zentrum der Veränderungen stehen hier daher immer wieder die seelischen Verfassungen, in denen die Produkte genutzt wurden bzw. werden. In ihnen „verdichten“ sich „große“ Strömungen und Veränderungen „im Kleinen“. Die

Produkte sind Bindeglied zwischen alten und neuen Verfassungen und werden dabei selber modifiziert.

1. Beispiel Kaffee

Kaffee wurde über Jahrzehnte hinweg in Deutschland mit einer Kaffeepause oder sogar einer Kaffeetafel assoziiert. Die bauchige Kaffeekanne war ein Symbol für eine gemütliche Runde, in der bei einer gemeinsamen Tasse Kaffee Verbundenheit, Vertrautheit und Gemeinschaft aufgebaut wurde. Es war daher enorm wichtig, dass der Kaffee auch im psychologischen Sinne allen in der Runde „gut schmeckt“.

Ziel war es (und ist es vielerorts noch), mit ein und demselben Brühkaffee alle Beteiligten zufriedenzustellen und glücklich zu machen. Werbefiguren wie die immer kompetente Kaffeetante „Frau Sommer“ von Jacobs waren dafür da, ein damit verbundenes inhärentes psychologisches Problem zu lösen: Die Vorlieben unterschiedlicher Kaffeetrinker mussten mit ein- und demselben Brühkaffee zufriedengestellt werden. Die Einheitlichkeit der Gemeinschaft hatte auch symbolisch Vorrang vor der individuellen Differenzierung, die dem Kaffee erst nachträglich über Milch- und Zuckerdosierungen beigefügt werden durfte.

Durch den Hang zum „Eskapismus“ aus dem heimischen grauen Alltag erwuchs dieser traditionellen deutschen Kaffeeverfassung jedoch mehr und mehr ein attraktives Nebenbild: Italienische Kaffeekultur bekam über Urlaub und italienische Gastronomie in Deutschland selbst mehr Raum. Der Espresso nach einem guten Essen im Restaurant oder der

Cappuccino am Nachmittag im italienischen Eiscafé wurden mehr und mehr auch zum Bestandteil des deutschen Alltags.

Italienische Kaffeekultur ist stärker auf individuelle und momentane Vorlieben ausgerichtet als die deutsche. Sie unterstützte damit auch den übergreifenden gesellschaftlichen Wunsch nach mehr Individualität besser als die traditionelle deutsche. Das Nebenbild avancierte so bei den gesellschaftlichen Eliten mehr und mehr zum Hauptbild. Espressomaschinen wurden zu Verkaufsschlägern und gehören heute oftmals zu einer gut ausgestatteten Küche.

Mit der Individualisierung des Kaffeetrinkens war dann auch der Weg frei für den „Coffee to go“ nach amerikanischem Vorbild. Der Kaffee war nun weder in seiner Zubereitung noch in puncto Zeit und Ort mehr an die Gemeinschaft gebunden.



Damit hat sich das Kaffeetrinken psychologisch einer weitgehenden Metamorphose unterzogen: von der gemütlichen, gemeinschaftlichen Kaffeerrunde zum individuellen Konsum nebenher und unterwegs. Ein „coffee to go“ wäre noch vor einigen Jahren als seltsam eingestuft worden. Im Rahmen der zunehmenden Individualisierung des Alltags soll der Kaffee aber zu fast jeder Zeit und an fast jedem Ort konsumiert werden können. Es gibt daher kaum noch eine Bäckerei oder einen Coffee Shop, die nicht den Kaffee auch für unterwegs anbieten.

Zieht man ein Resümee, ist beim Kaffeetrinken so gut wie nichts gleich geblieben. Geändert haben sich vielerorts die getrunkenen Kaffeemischungen, die Zubereitungsmethoden, die Technologie der Kaffeemaschinen, die Formen des Trinkens selbst, die Konsumsituationen, der psychologische Rahmen. Es lässt sich vor diesem Hintergrund formulieren, dass das Kaffeetrinken in Deutschland eine andere Verfassung bekommen hat. Das alte Hauptbild des Kaffeetrinkens im grauen Alltag hat dabei durch seine psychologischen Ausschließungen die neue Kaffeeverfassung selbst „proviziert“.

Warum wird dann aber immer noch von Kaffeetrinken gesprochen? Eine Erklärung hierfür könnte darin bestehen, dass Verfassungen andere, weitere Wirkungsdimensionen einbinden. Beim Kaffeetrinken sind dies insbesondere die belebenden, aktivierenden Kräfte wie die Momente des Innehaltens und Zu-sich-Kommens. Diese beiden Wirkungsdimensionen prägen sowohl die traditionelle, gemeinschaftsorientierte wie der moderne, individuelle Kaffee-Verfassung; ihre Wirkungen werden jedoch je nach Verfassung anders eingebunden und „genutzt“.

2. Beispiel Tageszeitung

Die Lektüre der Tageszeitung war vielerorts ein Ritual, das beim Frühstück, aber auch am Arbeitsplatz – etwa in der Frühstücks- und Mittagspause – betrieben werden durfte. Die Tageszeitung half dabei, einen solchen Tagesrhythmus einzurichten. Gesellschaftlicher Wandel zeigt sich nun darin, dass der gemeinschaftlich-synchrone Alltagsrhythmus mit seinen Pausenverfassungen in Frage gestellt wurde und damit auch die Zeitungslektüre.

In der heutigen Welt individualisieren sich die Tagesgestaltungen, und gemeinschaftliche Rahmen verlieren an Bedeutung. Die Folge ist, dass es kaum noch ritualisierte gemeinschaftliche Pausen gibt, in der die Zeitungs-Lektüre legitimiert ist. Dies gilt für die morgendliche Zeitungslektüre in der Familie wie am Arbeitsplatz: Der „Ehemann hinter seiner morgendlichen Zeitung“ mutierte zu einer stoffeligen Witzfigur. Und allein am Arbeitsplatz Zeitung zu lesen gilt eher als Fauxpas.

Die grundsätzliche Wertschätzung der Zeitung ist davon unberührt. Sie steht weiterhin hoch im Kurs, es fehlt aber an psychologischen Rahmenbedingungen - Verfassungen -, in denen sie gelesen werden kann. Hierzu passt, dass die Gesamtauflage der Zeitungen zwar seit Jahren kontinuierlich sinkt, viele der Abbesteller aber beteuern, dass sie eigentlich gerne (weiter) regelmäßig Zeitung lesen würden. Sie schaffen es nur nicht. Einer der meistgenannten Gründe für die Kündigung des Zeitungsabonnements ist daher: „Keine Zeit.“

In den Klagen über den Stress und die geringe Zeit wird spürbar, dass Metamorphosen der Zeitung gesucht werden, die sie wieder besser in die „zeitgeistigen“ Strömungen einpassen.

Neue kleinere Tabloid-Formate der Zeitung und die Internetangebote sind ein Anfang. Bislang ist jedoch noch keine gelungene Metamorphose gefunden worden.

Das neue iPad von Apple macht vor diesem Hintergrund ein spannendes und viel beachtetes Angebot. Sein Versprechen erscheint auf den ersten Blick ein wenig wie ein „Coffee on the go“ für Medienformate. Es kann verschiedene Formate verdichten und sie dann individuell zugeschnitten, weitgehend unabhängig von Zeit und Ort offerieren. Haptik und Ästhetik scheinen den Ton der Zeit gut zu treffen. Ob sich die ersten Metamorphose-Versprechungen einlösen, wird von den konkreten Umgangserfahrungen abhängen.

3. Beispiel Bier

Biertrinken ist in Deutschland mit dem Bild des Trinkens in einer Gemeinschaft verbunden. Jede Region hat ihr Bier, und das wird von der Gemeinschaft vor Ort in der Regel für das Beste im Land gehalten. Psychologisch von Bedeutung ist, dass alle dasselbe Bier trinken und beim gemeinsamen Zechen ihre Individualität zurücknehmen und in ein gemeinschaftliches Erleben einbringen. Der Biertrinker verschmilzt sozusagen mit der Gemeinschaft in der Region für die Zeit des gemeinsamen Trinkens.

Der Bierabsatz in Deutschland sinkt seit Jahren kontinuierlich, während der Weinabsatz zugenommen hat. Die Bilder, die mit Weintrinken verbunden werden, sind deutlich individueller ausgerichtet. Nur dort, wo gezielt Gemeinschaftserlebnisse aufgesucht werden – etwa in Fußballstadien oder beim Public Viewing – fließt das Bier weiter in Strömen.

Die Bierbrauer suchen nach Metamorphosen des Bieres, die den veränderten Alltagsverfassungen entsprechen, um wieder besser verkaufen zu können. Die Folge ist eine Explosion von neuen Biersorten und Bier-Mix-Getränken, ohne dass sich jedoch bislang – wie etwa beim Kaffee – wirklich neue Standards etabliert haben.

Die neuen Anforderungen scheinen hier durch alternative Getränke wie Wein, aber auch Cocktails und Wodka besser aufgegriffen zu sein. Sie ermöglichen Verfassungen mit einer stärkeren Differenzierung des Trinkers als die Angebote der bisherigen Bierkultur. Konsumenten haben heute mehr Freude daran, unterschiedliche Trinkverfassungen mit unterschiedlichen Getränken zu erleben. Das Bier ist nun ein Angebot neben anderen.

Welchen Sinn macht der Wandel?

Hier soll die Hypothese vertreten werden, dass sich in den Alltagsverfassungen auch die übergreifenden kulturellen Themen widerspiegeln. In Deutschland hat die Frage nach Einheit und Zusammenhang lange Zeit eine große Rolle gespielt. Im Anschluss an die Zerstörungen, Zerrissenheiten und Spaltungen des 2. Weltkrieges war es umso wichtiger,

wenigstens im Alltag die Bindung zu Gemeinschaften und Gruppen aufzubauen. Das schaffte Halt in einer schwierigen Zeit. Ältere Kaffeetrinker erleben denn auch die moderne Individual-Kaffeekultur tatsächlich auch oft als Angriff auf ihre Gemeinschaften.

Die Regeln und Normen der Gemeinschaften machten den Alltag zugleich aber auch uniformer und grauer. Bei den jüngeren Generationen - im sicheren Umfeld aufgewachsen - entstand der Wunsch nach mehr Freiheit und Beweglichkeit. Damit war der Startschuss für eine stärkere Individualisierung von Gesellschaft und Konsum gegeben. Die Konsumenten sind heute nicht mehr einer Zielgruppe mit einem Verhaltensmuster zuzuordnen. Sie haben Freude daran, unterschiedliche Verfassungen zu erleben. Die damit verbundene Freiheit und Vielfalt schafft wieder neue Probleme, die in aktuellen Wertediskussionen ihren Niederschlag finden. Dies zeigt: Sinn gibt es nicht als Entität nach dem Muster eines „dicken Wirkpunktes“, sondern nur in solchen Figurationen des Übergangs.

Angesichts des Versprechens, individuell sei alles möglich – was so letztlich doch nicht komplett einlösbar ist – brachte der Verfassungswechsel zumindest ein bisschen von den erhofften Möglichkeiten in den Alltag.

Wilhelm Salber

Besuch bei Monet

Zum ersten Mal eine komplette Monet-Ausstellung in Deutschland, in Wuppertal. Zwei Tage zuvor eine Erfahrung mit dem Schuhwerk von Van Gogh; wieder einmal kamen zunächst Erzählungen über das Menschenleben und über körperliche „Realitäten“ zur Sprache. Dann erst ging es auf den Bild-Gegenstand zu. In Wuppertal kam eine andere Frage als Auslesemoment dazu: was soll daran Besonderes sein?

Die Frage nach Besonderem drängte zunächst wiederum auf Erzählungen und Realitäten. Aber dann ging es auch hier mehr zur Sache. Die Bilder wirken hell, farbig, in der Sonne gemalt. Erster Anhalt also Freilichtmalerei statt Atelier-Ton im Helldunkel. Bei Gemälden von Jongkind kam dann schon mehr ein Anderes zum Vorschein. Als hätte er gegen die Sonne gemalt: die Konturen seiner Bilder entstammten vereinheitlichenden Farben. Das waren keine Zeichnungen von Einzelheiten mehr, die koloriert waren, oder auch das Erzählen von Geschichten schien nicht mehr so wichtig zu sein. Wie beim späten Turner gerät das Erleben der Besucher hier in eine Dramatik, die mit den Widerständen des Üblichen und „Normalen“ zurande kommen muss.

Monet kommt in diesen Freilicht-Kreis, nachdem er vorher sehr treffende Karikaturen gezeichnet hat. Er kann solche Zeichnungen auch farbig anfertigen - seine ersten Gemälde hätten sich als Vorlage für eine Familienzeitschrift geeignet. Überraschend kommt dann auch bei ihm etwas anderes. Die Farben werden ihm zum Mittel, ganze Bilder zu skizzieren.

Ein farbiger Strich wird zum Arm, ein Klecks wird zum Gesicht, breite Flächen stellen sich kontrastreich gegeneinander.

Hier beginnt Monet zum großen Experimentator zu werden, der die Welt immer wieder von neuen Ansätzen her fassbar machen will. Da passt die Begegnung mit Turner hinein, als Monet vor dem Deutsch-Französischen Krieg nach England flieht. Immer mehr treten farbige Flächen als Strukturen eines Bildes heraus; das ist nicht Eindrucksmalerei, sondern Herstellung, Nachbauen von Himmel und Erde. Besonders gut läuft das Hin und Her zwischen Ausdrucksbildung und geometrischen Mustern bei Schnee-Flächen, bei Wasser-Flächen, bei Himmels-Flächen. Allmählich traut Monet sich dann auch an die Wiesen-Flächen ran. Dabei hilft ihm die Brechung der Gestalten durch ihre Kontraste - das Grün der Wiese und der rote Mohn, der weiße Schnee und der violette Schatten.

Die Verhältnisse der Landschaft sprechen gleichsam miteinander; die Dramatik wird nicht mehr wie vorher im 19. Jahrhundert von Götterbildern, moralischen Erzählungen, Historien getragen. Denn das waren die Koblode der vorangehenden Generation. Daher war für viele Zeitgenossen das Aufgeben solcher Erzählungen ein Skandal. „Impression“ war zunächst ein Schimpfwort: Monets Bild „Impression“ sei eine Tapete im Embryonalstadium. Das Besondere der Bilder dieser neuen Generation war tatsächlich irgend so etwas: ihr Leben vollzieht sich im Dazwischen der Einzelheiten, in ihnen wirkt mehr die Dramatik eines Zugleich (Indem) als die Dramatik einer Kriminalgeschichte. Eindrucksvoll bei einem Zug im Schnee; er fährt nicht mit hoher Geschwindigkeit, sondern

steht. Aber die Farbflächen fahren schräg gegeneinander. Eine oliv-farbige Zaunfläche, ein dunkler Zug von Bäumen, ein blau-graues Zugmassiv. Oder eine blau-orange Schneefläche vor einem rötlich-orangem Himmel. Gebilde und Konstruktionen beleben sich, eignen Leben an und geben Leben zurück.

Dann geht es bei Monet los mit Reihenbildungen und Serien. Wie bei psychologischen Experimenten drehen sich experimentelle Variationen und Vereinheitlichungen umeinander. Baumstamm und Blätter werden gleichfarbig, heben sich als ganzes Muster ab, brechen und spiegeln sich im Wasser. Monet wird besessen von Rhythmen, Farbmustern, „Querfunktionen“, von den Tönen eines Orchesters. Ganzheit ist mehr und anders als die Summe der Teile - aber Ganzheit ist nur da, indem sie sich farbig entfaltet - paradox. Metamorphosen, Gestaltbrechungen, Spiegelungen in Sonnenaufgängen und Sonnenuntergängen. Turner wird auch hier zum Vorläufer. Skizzen mit dem Farbpinsel setzen Welten ins Werk. Aufgänge, Untergänge, Übergänge zwischen Vorgehalten und den Ordnungen des Kosmos.

Das Besondere ist das Andere gegenüber einem Nebeneinander von Einzelheiten, gegenüber Genauigkeit und Perfektion, gegenüber dem Physikalismus von Körpern, gegenüber rührenden Geschichten und Moral. Die Wendungen des Experimentators Monet zeichnen die Wendungen vor, in denen das Kunstwerk uns etwas über die Wirklichkeit erfahren lässt. Erst im Verweilen wird gelernt, erst im Übergang erfahren wir Realität, die Farbverhältnisse sagen etwas über universale Verhältnisse der Wirklichkeit. Unbekanntes und Unwahrscheinliches werden nicht zwanghaft zu Feinden und

zu Objekten der Abwehr. Monet bringt ins Bild, wie Beschreibung auch in der Psychologie, vor sich geht. Zwischen einem beweglichen Verweilen und dem Verfolgen von Gestalten, zwischen unserer Mitbewegung und der Erwartung eines ganzen Werkes, zwischen vereinheitlichender Gestaltung und den Metamorphosen, in denen alles zum Doppelten und Dreifachen wird.

Dementsprechend zeigen sich die Bilder als etwas, das sich ausfaltet und entwickelt. Sie polarisieren sich, Kreise und Dreiecke heben sich ab von einem dichten und wirren Gemenge. Mehr und mehr fällt es leichter auf ein Hin und Her zu achten: feste Boote im weichen Meer, dunkle Felsen vor dem Bogen von Himmel und Wasser. Das kann bis an die Grenze gehen - von sehr verstricktem Gewirre zu sehr nackten Farbkontrasten (Tulpenfelder vor rot-grünem Himmel), was uns begegnet, wird zu sehr Unwahrscheinlich-Wirklichen. Etwa bei der Kathedrale von Rouen. Die sah für mich nicht so aus, als ich sie zu zeichnen versuchte. Erst in der unwahrscheinlichen Bildserie von Monet erkannte ich ihr lebendiges Bild.

Rouen: wie Monet die Kathedrale dargestellt hat, ihre Gliederung, ihre räumliche Gestalt, das stellt keine Architekturzeichnung derart sinnlich-sinnhaft hin. In Monets Bildern gewinnt sie ein Seelenleben, sie zeigt sich als Wirkbild. Ähnlich ist es mit den Bildern des englischen Parlamentes. Der nicht von Monet geleitete Besucher wird erschlagen von seinem historisierendem Kleinkram. Erst durch eine Übersetzung, durch Verrücken, durch Verfremden, durch Herausgestalten „unmöglicher Farben“ beginnen wir zu sehen, was für ein Entwicklungs-Ding das ist. Eine Zuspitzung war bei Monet

allerdings schon vorher da. Die Bilder von Heuhaufen machen aus etwas scheinbar Vertrautem erst etwas Fremdes, dann das eigentümliche „Wesen“ der Heuschober. Heuhaufen in der Unwahrscheinlichkeit von Dreiecken und Kreisen und Dunklem und Glühendem; diese „unnatürliche Natur“ wird auf einmal wahrer als die Wirklichkeit. Das Ganze wiederholt sich in seiner Ausdrucksgeometrie gleichsam in der Landnahme durch Pappelalleen, die ein großes S oder Z zum Zeichen dieser Landnahme machen.

Ganz auf die Spitze treiben Monets Bilder der Seerosen die Experimentellen Serien. Der Garten des Lebendigen, 30 Jahre lang gemalt, alles im Übergang und zugleich ein stabiles Gefüge. Im Wasserspiegel vermählen sich knospende Farbknäuel mit den Zweigen des Baumgewirres. Der Seerosenteich ist Experiment und Muster zugleich – von den Schwüngen der Vorzeichnungen an bis zu den wandgroßen Gemälden. Gebilde im Fließen, ein Spektrum von Schwimmgestalten, Brücken, Bäume und ihre Spiegelungen, Brücken aus Farbentfaltungen. Bewegung und Anhalte umkreisen sich. Eine Welt in Schwingungen, ein Kosmos, Abglanz eines unfassbaren Ganzen. Morphologie als eine fließende Welt; so nennen die japanischen Vorbilder sich selber. Beseelungen statt Kausalitäten.

In den Arten des Lebens entsteht eine Verwandlungswelt. Das ist ein Bild für Ovid und seine Mythen von der Entstehung der Welt; ähnlich wie die Welt-Bilder von Turner. Es ist, als sei der Besuch bei Monet auch ein Besuch bei Prometheus. Die Seerosenbilder von Monet stellen uns hinein in das see-lische Dasein als Wirkwelt. Wie im Mythos von Prometheus

werden wir hineingebracht in einen Schöpfungsprozess, der etwas ins Leben bringt, anders als wir es gedacht haben. Aus Wasser, Erde, Samen, Wärme. Bei Ovid wird die Welt nach der Sintflut noch einmal durch den Sohn von Prometheus neu belebt. Denn dieser macht jetzt aus der Erde neue Gestalten, so wie der Bildhauer allmählich Gestalten aus einem Marmorblock herauswachsen lässt; oder wie die Sonne aus Erde, Wasser und Samen neue Geschöpfe hervorbringt.

Man könnte sich vorstellen, dass sich der Sohn des Prometheus auf einem Floß aus Seerosen aus der Sintflut rettete und dass er von da aus die Dramatik der lebendigen Wirklichkeit wieder entwarf. Was Prometheus und sein Sohn zustande bringen, entspricht dem Leben des Kunstwerks, wie es auch bei Monets Bildern zutage tritt - zwischen sinnlicher Fülle und konstruktiven Entwürfen bilden sich die Wege der Wirklichkeit heraus, auf denen wir den Sinn der Wirklichkeit hier und jetzt erfahren. Seerosen als Sinn, Kathedralen als Sinn, Sommerfrauen als Sinn - und nicht Sinn extra, nicht Moral, nicht Zweckmäßigkeit, nicht Vernünftiges. Zwischenwelt ist der ganze Prozess. So wie das Kunstwerk ist, hätten wir es nicht ahnen und nicht schaffen können; es ist unfassbar und unwahrscheinlich. Aber durch den Prozess, in dem wir es zerdehnen und zergliedern, drehen und wenden, bestaunen und fassbar machen, dadurch packt es uns, dadurch werden wir das Geschöpf Monets. Oder des Prometheus.

Den Bildern von Monet ist jeweils ein Drama der Wirklichkeit immanent. Sie sagen nicht nur etwas über ein bestimmtes Gegenüber, sondern auch etwas über universale Verhältnisse, in denen sich das Leben der Menschen entwi-

ckelt. Von diesem Drama her kann man verstehen, welche Bedeutung Zusammenhänge für das Seelische haben und wie sich ein solcher Zusammenhang bewegt. Zusammenhänge sind die Existenzform der seelischen Wirkwelt. Davon sprechen wir, wenn wir von Morphologie sprechen.

Die Kathedrale, die Pappeln, die Heuschöber, die Seerosen sagen uns, dass Zusammenhänge Ganzheiten in Übergang und Entwicklung sind. Sie entfalten sich in Metamorphosen, die uns zeigen, was lebensfähig, liebenswert, toll, zerstörerisch, was Verwandlung ist. Daraus ergibt sich, was zusammenpasst, und was nicht zusammenhängt, was weiterführt oder Lebenswege verkehrt. Wie das auch die Mythen und Märchen darstellen. Die Bilder von Monet beziehen uns ein in die Schöpfungsgesetze des Zusammenhangs. Sie führen uns damit vor Augen, was mit einer Morphologie des Seelischen gemeint ist - es ist eine Bildlogik, die uns im Verlauf der Geschichte in immer wieder solchen Bildern sinnlich entgegen tritt.

Claude Monet, Ausstellung im Von der Heydt-Museum in Wuppertal bis zum 28. Februar 2010

Christoph B. Melchers

Vom Umgang mit Zahlen in der Krise

In diesen Wochen und Monaten möchte jeder gerne wissen, wie es mit der Krise steht. Haben wir das Schlimmste hinter uns? Ist sie vorbei? Kommt das dicke Ende noch? Ist der Aufschwung in Sicht? Schauen wir in die Medien, werden wir mit Zahlen satt gefüttert. Doch sehen wir klarer?

Da bekommen wir in buntem Mix Kennzahlen aus Branchen oder Teilbereichen von Branchen, zur gesamtwirtschaftlichen Lage, zum Krankenstand, zur Verschuldung – was immer man haben möchte. Meist muss man allerdings in eine eigene Recherche einsteigen, um herauszubekommen, worauf sich der Zahlenregen bezieht. Der Kontext der Daten wird, wenn überhaupt, nur vage angegeben. Aussagekraft und Relevanz werden nicht eingeschätzt; ganz zu Schweigen von Validität und Reliabilität. Dieser Umgang mit Zahlen hat mit Information nicht mehr viel, mit verantwortlichem Umgang mit Statistik rein gar nichts mehr zu tun. Es ist die Belieferung mit hirnloser Ausgeregtheit: „Schon wieder 15% weniger! Ohgottohgott!“.

Den Gipfel erreicht dieser Alarmismus mit den ständigen Zeitreihenvergleichen: „Der höchste Stand seit der Wende“ – „13% weniger zum Vergleichsmonat des Vorjahres“ – „die niedrigsten Werte in der Geschichte der Bundesrepublik“ – „der größte Einbruch seit dem 11.09.“ – „Der durchgreifendste Niedergang seit der Weltwirtschaftskrise“. Man ist versucht zu sagen: „Der größte Blödsinn seit Adam und Eva“. Kein Gedanke daran, ob die Vergleiche Sinn machen und was

sie unter dem Strich aussagen. Die gleiche Situation finden wir übrigens bei Klimadaten und anderen Daten zu angeblich existentiellen Problemen. Die „Studienlage“ in vielen Bereichen – nicht zuletzt der Marktforschung – ist ähnlich. Auch hier kursieren viele Zahlen. Was bedeuten sie eigentlich und sind sie belastbar?

Journalisten wissen bekanntlich, was Leser wollen. Wir möchten bezweifeln, dass Leser endlos nach aufgeregter Unklarheit verlangen. Verdächtig ist zudem, dass Leser angeblich immer genau wollen, was Journalisten wenig Arbeit macht. Erzeugt wird das Gefühl, Heerscharen von permanent messenden und rechnenden Wirtschaftsfachleuten behielten jede noch so kleine Wendung des Krisenszenarios im Zahlen-Griff. Was mal wieder eine Blase par excellence ist. Die Rezipientenschaft hat längst den Eindruck, es lohne nicht, sich über jede News aufzuregen. Oberflächlich entsteht ein gewisser Beruhigungseffekt. (Was wieder noch heftigere Horrormeldungen herausfordert.)

Bei näherem Hinsehen sollte gerade dieser verantwortungslose Umgang mit Daten Grund für Unruhe sein: Die Aussagekraft von Zahlen, Inbegriff der sicheren Erkenntnis, des Faktischen, hat sich ins Beliebige verkehrt. Der Begriff „faktisch“ ist zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgekehrt: „gemacht“ (von lat. *facere* = machen). Zahlen sind zum Gas geworden, mit dem Aufregtheitsblasen aufgeblasen oder mit denen ein magischer Schutz-Zauber gegen Krisengefahren zelebriert werden soll. Auch in der Marktforschung tut Beliebigkeit wenig weh. Viel wichtiger ist, dass sich mit ihnen stützen lässt, was immer man möchte. Zugleich hat

man das Gefühl, den Präzisionsidealen des Managements by objectives zu folgen.

Worauf beruht die Verkehrung von Zahlen vom Faktischen ins Beliebige?

- Man kennt nur quantitative Methoden, sieht keine andere Möglichkeit, etwas zu untersuchen. Mit der Ausbreitung quantitativer Methoden und der begleitenden Imagekampagne („hard facts“) ist in Vergessenheit geraten, dass es viele und bewährte andere (qualitative) Methoden gibt, Wirklichkeit zu erfassen. Die haben sogar den Vorteil, über isolierte Einzel-Fakten hinaus Zusammenhänge und Funktionieren zu zeigen.
- Im Pisa-Zeitalter haben viele nicht gelernt, wie mit Zahlen und Statistik umzugehen ist. Sie kennen nicht die Grenzen ihrer Aussagekraft und Chancen auf Orientierung, die sie bieten.
- Viele haben heute kein Interesse mehr an dem, was wirklich ist. Sie haben einen anderen Begriff von Wirkung. Nicht das Wirkliche wirkt, sondern die Darstellung. Es kommt allein darauf an, wie man eine Sache herüberbringt. Im Medienzeitalter ließen sich Wirksamkeiten beliebig (als Blasen) schaffen. Zahlen dienen zur Untermauerung einer genehmen Botschaft unter Nutzung ihres soliden Images. Beliebigkeit und Verfügbarkeit jeder Art und Sorte von Daten sind da als Selbstbedienungsladen nur recht.

Zahlen, die Sinn machen, sind Indikatoren von Vorgängen oder Zusammenhängen, die sie messen und deren Ausprägung sie anzeigen. Vielfach ist das Modell, das hinter dem Datum steht, bekannt und vorauszusetzen. Der Kontext wird gleich mitgedacht; vor allem von Fachleuten. Ist von „14% Marktanteil“ die Rede, dann sollte man noch wissen, um welchen Markt es sich handelt - und kann bewerten, ob eine Marke gut dasteht oder sich auf den Hosenboden setzen sollte. Bei vielen Daten-Nennungen aber tritt ein Effekt ein, der aus dem Märchen von „Des Kaisers neue Kleider“ bekannt ist: Man versteht die Tragweite der Zahl nicht, tut aber so, um sich keine Blöße zu geben. Zahlenverbreiter können sich recht sicher auf diesen Effekt verlassen.

Bei manchen Zahlen scheinen selbst die Produzenten der Daten nicht zu wissen, was sie da eigentlich messen. Und selbst wenn sie bestimmten Modellen folgen, wäre zum Beispiel zu klären, ob diese Modelle in Krisenzeiten weiterhin Gültigkeit haben. Die Konsummotive beispielsweise, die in den Lifestylezeiten der letzten Jahrzehnte gegolten haben, haben sich nach unseren Erkenntnissen verändert – und mit ihnen die Aussagekraft entsprechender Indikatoren.

Wie überhaupt die Wirtschaftspsychologie in zugrunde liegenden Modellen oft schwach vertreten ist. Der „homo oeconomicus“ ist trotz seines hohen Alters quicklebendig, „Aussagen“ der Befragten werden für das tatsächlich Wirksame genommen und dass Menschen vieles unbewusst ist, dringt meist allenfalls ins Vorbewusstsein der Akteure. Allzu oft kommt nur eine Allerweltpsychologie mit ihren Plausibilitäten zum Einsatz. Manchmal ist die durchaus hin-

reichend: Sinkender Krankenstand zum Beispiel ist Zeichen zunehmender Angst um den Arbeitsplatz. Man möchte sich nicht durch hohe Ausfallzeiten selbst ans Messer der Personalkostensparer liefern. Sinkender Krankenstand misst die Angst um den Arbeitsplatz. Die muss den Betroffenen nicht einmal klar sein und kann bei entsprechender Befragung gelehrt werden. Zwar ist dieses Instrument nicht geeicht, aber mit Einschränkungen kann man auf die Intensität der Sorgen schließen. Immerhin haben wir ein Modell, das die Botschaft des Krankenstands verstehen lässt.



Wie steht es mit anderen Kennzahlen? Was bedeutet etwa steigende Staatverschuldung? Offenbar ein Angstindikator für die Politik: sie öffnet das Staatssäckel, weil sie fürchtet, man könne Sparsamkeit am Wahltag zum Vorwurf machen. Wir würden sagen, Politiker spüren, dass von ihnen das Zimmern einer Arche erwartet wird. Auch hier ahnen wir den tragenden Zusammenhang. Doch was bedeuten sinkende Exporte? Offenbar sitzen Verbraucher oder Investoren in der weiten Welt auf ihrem Geldbeutel (Lieferprobleme einmal ausgeschlossen). Doch was genau geht in ihnen vor; - zum Beispiel in Chinesen, die beschließen, nun doch zuerst einmal kein deutsches Auto zu kaufen? Und was bringt sie schließlich dazu zu kaufen? Hier spielen Produkt-, Marken-, Kultur- und Krisenpsychologie in einer Wirkungseinheit zusammen. Man sollte sich häufiger die psychologischen Hintergründe vieler aktuell „gehandelter“ Daten deutlich machen. Doch vielfach existieren solche Modelle nicht.

Teilmodelle wie zum Beispiel die Krisenpsychologie chinesischer Autokäufer wären hilfreich, aber sie erklären nicht das generelle Verhalten von Käufern und Investoren, das sich in Export-Kennzahlen niederschlägt. Wünschenswert wäre ein Gesamtmodell zum Beispiel des Krisenverhaltens. Man muss realistisch bleiben; hier taucht die Frage nach ausreichenden Erklärungen auf. Vielfach wird mit Daten operiert, die sich wieder aus Relationen zwischen Daten ergeben und von denen niemand mehr weiß, welches Verhalten und Erleben die Ketten in Gang setzt.

Yizhak Ahren

Jean-Louis Fournier, Wo fahren wir hin, Papa?

*Aus dem Französischem von Nathalie Mälzer- Semlinger.
Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2009. 156 Seiten.
€ 12,90*

Der Regisseur und Schriftsteller Jean-Louis Fournier hat Aufzeichnungen veröffentlicht zur Erinnerung an seine körperlich und geistig behinderten Söhne Mathieu und Thomas, von denen der ältere im Alter von 15 Jahren verstorben ist. Dass Fourniers Buch über die zwei behinderten Kinder in Frankreich zu einem Bestseller wurde und 2008 den renommierten Prix Femina erhielt, ist bemerkenswert. Offensichtlich wollen viele Menschen wissen, welche Erfahrungen ein Vater macht, der für Kinder zu sorgen hat, die sich nicht normal entwickeln.

Der Autor gibt zu Protokoll: „Für mich gab es den Weltuntergang im Doppelpack.“ Wie er und seine Frau mit dieser unerwarteten Situation zurechtgekommen sind, beschreibt Fournier in einer Reihe von kurzen Texten. Zahlreiche Notizen hätten bequem auf eine Seite gepasst, sind aber mit Absicht auf zwei verteilt worden. Die halbleeren Seiten legen Lesepausen nahe und erleichtern die streckenweise bewegende Lektüre. Hat Fournier diese Erinnerungen frei erfunden? Sie wirken jedenfalls authentisch; die Beschreibungen sind so anschaulich, dass man nicht einmal Fotos der Schwerbehinderten vermisst.

In einem Brief an die Söhne, der ein Vorwort ersetzt, erwähnt Fournier seine Schuldgefühle: „Ich war kein son-

derlich guter Vater. Oft konnte ich euch nicht ertragen.“ Unangenehme Erlebnisse hat der Autor nicht ausgelassen oder weggestrichen. So gibt Fournier zu, immer wieder seien ihm schreckliche Gedanken gekommen; als der kleine Mathieu ihn beim Schlafen störte, verspürte er Lust, den Jungen aus dem Fenster zu werfen – was er natürlich nicht getan hat. Gestorben ist Mathieu nach einer unausweichlichen Wirbelsäulen-Operation. War dieser Tod für seine Familie eine Erleichterung? Fournier stellt fest: „Man darf nicht glauben, der Tod eines behinderten Kindes sei weniger traurig. Er ist ebenso traurig wie der Tod eines normalen Kindes. Der Tod eines Kindes, das nie glücklich war und bei seinem kurzen Abstecher auf die Erde nur Leid erleben durfte, ist entsetzlich.“

Der auf den ersten Blick rätselhafte Titel des Buches lautet: „Wo fahren wir hin, Papa?“ Diese Frage stellte Thomas beim Autofahren immer wieder, und zwar weil er sich die Antworten von Papa nie merken konnte. Eine solche Situation nicht ändern zu können, scheint nur mit Humor erträglich zu sein: „Nach dem hundertsten Mal bleibt kein Auge mehr trocken. Mit Thomas kommt nie Langeweile auf, er ist der King des Running Gag.“

An mehreren Stellen des Buches berichtet Fournier von seinen Phantasien: „Wenn ihr wie die andern wärt, ...“ Er malt sich aus, was sie in einem solchen Fall alles gemeinsam hätten machen können. Trost findet der hilflose und enttäuschte Vater in der Überlegung, dass eine normale Entwicklung hätte schief laufen können („wärt ihr kriminell geworden... hättet ihr eine blöde Schnepfe geheiratet“). Fournier zeichnet akkurat das Bild einer im Grunde trostlosen Wirklich-

keit, die von entsprechenden Tagträumereien begleitet wird.

Das dritte Kind der Fourniers heißt Marie: „Sie ist hübsch und intelligent. Was für ein schöner Triumph über das Schicksal. Bis zu dem Tag, an dem ... aber das ist eine andere Geschichte.“ Schade, dass der Autor Maries Geschichte nicht angefügt hat; vielleicht erzählt Fournier sie in seinem nächsten Buch.

Wilhelm Salber

Erkenntnis als Krankheit

Zu Hermann Kant: Kennung. Roman

Kennung ist ein besonderer Roman, wie von Hermann Kant nicht anders gewohnt. Zugleich ist er eine vorzügliche Grundlage für eine Psycho-Analyse der Geheim-Dienste und der Sicherheits-Dienste in Vergangenheit und Gegenwart. Eine ungewohnt neue Sicht auf unser Leben, wie es sich seit 1961 entwickelt hat. Das Funktionieren des überkontrollierten Staates kommt in den Blick. Kants Roman über die Erkenntnis hat mit dem seelischen System eines großen Teils der Kontroll-Arbeiter zu tun samt ihrer Ideologie, Rechtfertigung und Vorsorge.

Denn es gibt zwei Sorten von Geheim-Diensten, die uns sicher halten wollen: Die mit dem „Stuhlbein“, wie Kant sagt, und eine andere, die von des Gedankens Blässe angekränkelt ist. Vier Offiziere überprüfen vorsorglich, was vielleicht irgendwann möglich zu erkennen wäre. Um das System dieser kranken Erkennungs-Dienste („zwangsneurotisch“ und „hysterisch“ zugleich?) geht es. Darüber schrieb bislang niemand. Darin liegt der Witz des Ganzen. Hamlet fortgesetzt: Von des Gedankens Blässe angekränkelt – welcher Aufwand sinnlos wird vertan; bis heute zu.

Phantastisch, wie die Übergänge dargestellt werden, in denen wir die Sprache der Geheimdienste übernehmen. Hermann Kants Bericht über die Erkenntnis entfaltet sich grotesk im Spiel mit der Sprache einer gestelzten Scheingenuigkeit:

Warum die Dienste um unsere Sicherheit besorgt sind, wird durch Beiwort-befrachtete Substantiierungen stabilisiert. Etwa so: „Um nicht von einer Armada zu sprechen. Wohl aber von einem Trupp Waffen tragender Trickster und Täuscher. Einem Trio plus dessen Chef, dem nur zwei weitere Chefs befehlen. Wer (...) war in diesen Tagen eines Weltanschauungsanschlags Teil, in dem es zum Schein um eine Hundemarke ging, in Wahrheit jedoch um Anmaßung, Vergeudung und Gespensterfurcht, um, ja doch, um, wie es im Liede heißt, des Geistes Licht, des Wissens Macht, um Befugnis, Unfug, Spuk und hochgeborene Illusionen?“ (S. 249)

Gleichzeitig wird die Scheingenaugigkeit durch knappe Anmerkungen unterlaufen. Das ist Parodie und wirkt zugleich bedrohlich und bedrückend, bitter-süß.

In neun Kapiteln, die sich wie Kurzgeschichten lesen, tritt uns das Problem des Erkennens, weltläufig existentiell und durch Neurotisches gefährdet, entgegen:

(1) Erkennung als Dienst; wem dient das? (2) Erkennung als allgegenwärtiges Problem; von wem? (3) Erkennung als moralische Frage. (4) Erkennung in wechselnden „Hoheitsgebieten“. (5) Erkennen als Wiedererkennen (Anamnesis). Es gibt nur eine sichere Erkenntnis nach zwei Weltkriegen: Tot oder lebendig. (6) Erkenntnis als Parteilichkeit oder als „Allwissenheit“. (7) Erkennen als Hermeneutik und Überintellektualisierung. (8) Erkenntnis, einer Gütekontrolle unterworfen. (9) Erkenntnis als Krankheit und Katharsis.

Das alles trifft uns hart. Durch das Erkenntnis-Bemühen der Geheimdienste hindurch erfahren wir etwas über die Metaphysik der Anfänge. Die Anfänge als Keim, Erneuerung

von Lebenswelten, aber auch die Anfänge ihrer Verkehrung und Erkrankung. Aus übertriebener Sucht nach Erkenntnis erwächst nicht Einsicht, sondern Terror von Aktenhäufung, aus der Vorsorge für das Leben dreht sich der Terror einer Strangulierung des Lebens durch Überkontrolle, Überperfektion, Überverdächtigung heraus. Dahin sind wir heute gelangt – wir haben vergessen, den Anfängen zu wehren.

Für einen Psychologen ist es ein besonderer Genuss, auf sein Bücherbrett neben die Erkenntnistheorie von Immanuel Kant den Roman von der kranken Erkenntnis, geschrieben von Hermann Kant im Jahre 2010, zu stellen.

Vorschau Ausgabe 3/2010

Das nächste ANDERS wird voraussichtlich folgende Beiträge enthalten:

- Hans-Christian Heiling über Bilderleben
- Peter Franken über Elektroautos
- W. Salber über Prometheus = Methode
- W. Salber Gestaltverwandlung macht Inhalt
- Dirk Blothner über Korruption
- Intensivberatung
- W. Salber / Y. Ahren über Freuds Revision seiner Traumlehre